

BEIGEWUM / Attac / Armutskonferenz

Mythen des Reichtums

Warum Ungleichheit unsere Gesellschaft gefährdet

Mit einem Nachwort von Elfriede Jelinek



BEIGEWUM/Attac/Armutskonferenz
Mythen des Reichtums

Die HerausgeberInnen

Der *Beirat für gesellschafts-, wirtschafts- und umweltpolitische Alternativen (BEIGEWUM)* ist ein Verein von SozialwissenschaftlerInnen aus unterschiedlichen Disziplinen, der das Ziel verfolgt, Ergebnisse kritischer Forschungstätigkeit in die laufende politische Debatte einzubringen.

www.beigewum.at

Attac ist eine internationale Bewegung, die sich für die demokratische und soziale Gestaltung der Wirtschaft einsetzt.

www.attac.at

Die *Armutskonferenz* ist als Netzwerk sozialer Organisationen sowie von Bildungs- und Forschungseinrichtungen aktiv und thematisiert gemeinsam mit Armutsbetroffenen Hintergründe, Ursachen und Maßnahmen gegen Armut & soziale Ausgrenzung.

www.armutskonferenz.at

Mythen des Reichtums

Warum Ungleichheit unsere Gesellschaft gefährdet

Herausgegeben vom
Beirat für gesellschafts-, wirtschafts- und
umweltpolitische Alternativen (BEIGEWUM),
Attac Österreich
und der Armutskonferenz

VSA: Verlag Hamburg

www.vsa-verlag.de

Dieses Buch erscheint mit Unterstützung des Netzwerks
Wissenschaft der Arbeiterkammer Wien.



Kontaktadresse:

Beirat für gesellschafts-, wirtschafts- und
umweltpolitische Alternativen (BEIGEWUM)
Postfach 162, A-1015 Wien
beigewum@beigewum.at

© VSA: Verlag 2014, St. Georgs Kirchhof 6, D-20099 Hamburg
Alle Rechte vorbehalten
Umschlagfoto: willma/photocase.de
Druck und Buchbindearbeiten: Beltz Bad Langensalza GmbH
ISBN 978-3-89965-618-3

Inhalt

Vorbemerkung	7
---------------------------	---

Reichtum – was ist das?	9
--------------------------------------	---

Mythen übers Reichwerden und Reichsein

1. Wer hart arbeitet, wird reich	19
2. Alle können alles erreichen	29
3. Reich werden kann jede, genauso wie jeder	40
4. Wir sind alle Teil der Mittelschicht	51
5. Das soziale Netz reduziert die Ungleichheit stark	60

Mythen über Reichtum und seine Folgen

6. Von vielen Reichen profitiert die ganze Gesellschaft	69
7. Reiche schaffen viele Arbeitsplätze	79
8. Niemand ist so wohl­tätig wie die Reichen	89
9. Reiche können besser mit Geld umgehen als der Staat	99
10. Reiche zahlen die meisten Steuern	109

Mythen über Reichtum und Macht

11. Reiche will der Staat ausspionieren, Arme überhäuft er mit Sozialleistungen	119
12. Die Reichen haben in der Krise viel verloren	131
13. Dank Fleiß und Überlegenheit ist Europas Norden reicher als der Süden	139
14. Demokratie ist nicht käuflich	149

Warum eine aktive Verteilungspolitik notwendig ist	159
---	-----

Nachwort: Unglaublich, aber unwahr.

von Elfriede Jelinek	169
----------------------------	-----

Mehr zum Thema Reichtum & Ungleichheit	173
--	-----

Vorbemerkung

In Deutschland und Österreich ist die ungleiche Verteilung von Vermögen zu einem umkämpften politischen Thema geworden. Um die in den Diskussionen aufkommenden Fragen tiefergehend zu beleuchten, organisierte eine breite Allianz aus NGOs aus dem Sozialbereich, der Entwicklungszusammenarbeit und dem Umweltschutz sowie aus kirchlichen Organisationen, Interessenvertretungen und Gewerkschaften die Reichtumskonferenz »Wer das Gold hat, macht die Regeln«, die 2013 in Wien stattfand. Nachzulesen & nachzusehen unter: www.armutskonferenz.at/reichtumskonferenz.

Im Anschluss an die Konferenz einigten sich die VeranstalterInnen darauf, keinen Tagungsband im klassischen Sinne herauszugeben, sondern Mythen, Halb- und Unwahrheiten des hegemonialen öffentlichen Diskurses zum Thema Reichtum zu sammeln und in der »Mythen-Reihe«, einer Kooperation des BEIGEWUM und des VSA: Verlags, zu entkräften. In dieser Reihe erschienen bislang »Mythen der Ökonomie« (2005), »Mythen der Krise« (2010) und »Mythen des Sparens« (2013). Begleitende Informationen und Grafiken zum vorliegenden Buch finden sich auf www.reichtumsmymthen.at, aufbereitet durch das Jahoda-Bauer Institut.

Den einzelnen Mythen sind Gedichte und literarische Textpassagen verschiedener AutorInnen zum Thema Reichtum gegenübergestellt. Im Nachwort ist ein von Literaturnobelpreisträgerin Elfriede Jelinek eigens für die Reichtumskonferenz verfasster Text erstabgedruckt.

Das Buch entstand in zahlreichen Diskussionstreffen, an denen mitgewirkt haben: Alyssa Schneebaum, Anita Roitner, Atila Kilic, Christa Schlager, Georg Hubmann, Julia Hofmann, Karin Fischer, Katharina Mader, Katharina Meichenitsch, Manuel Melzer, Martin Schenk, Martina Kargl, Markus Marterbauer, Mathias Moser, Matthias Schnetzer, Michaela Neumayr, Miriam Rehm, Petra Sauer, Stefan Hinsch, Stefan Huemer, Stephan Pühringer, Tina Fadler und Valentin Schwarz. Wir danken allen, die geholfen haben, dass die Konferenz sowie dieses Buch zustande kamen. Vielen Dank für Euer Engagement!

Reichtum – was ist das?

Armut ist sichtbar, Reichtum lässt sich gut verstecken. Armut kann bis zum Verhungern führen, Reichtum hingegen immer mehr werden. Reichtum bleibt stets relativ, Armut gibt es auch absolut. Reichtum, einer der beiden Pole sozialer Ungleichheit, hat in der sozialwissenschaftlichen Literatur bislang deutlich weniger Aufmerksamkeit erhalten als Armut. Der Ökonom John Kenneth Galbraith schrieb 1977: »Of all classes the rich are the most noticed and the least studied. So it was and so it largely remains.«¹ Wer aber über Armut spricht, darf über Reichtum nicht schweigen.

Doch was ist Reichtum überhaupt? Wo beginnt er, wie lässt er sich definieren? Der Vermögensforscher Thomas von Druyen (2007) schreibt: »Reichtum suggeriert die Erfüllung aller Wünsche. Die Hoffnung, reich zu werden, hat sich dementsprechend in unserem Alltagsverstand eingenistet.« Diese Annäherung ist in mehrerer Hinsicht vage und unbefriedigend: Was soll dieser *Alltagsverstand* sein? Was hat Reichtum mit nicht käuflichen Wünschen, etwa Liebe und Freundschaft, zu tun? Und ist all das nicht eine unzulässige Verallgemeinerung? Manche Menschen streben keinen Reichtum an. Laotse etwa wusste, »Reich ist, wer genug hat«.

Vermögen ist relevanter als Einkommen

Die Begriffe *Vermögen* und *Reichtum* werden manchmal synonym verstanden. Doch die Aussage »Person S. hat ein Vermögen« und das bei einem Menschen statistisch erfasste Vermögen *auf dem Konto und auf dem Sparbuch* haben wenig miteinander zu tun. Letzteres kann ganz niedrig sein. Statistisch zählen zehn Euro auf dem Konto ebenso als Vermögen wie milliardenschwere Unternehmensbeteiligungen. Ab welcher Höhe ist ein Vermögen also Reichtum? Es gibt viele Versuche, diese Frage zu beantworten:

1. »Wer weiß, wie viel er hat, ist nicht wirklich reich« – so formuliert es Gloria von Thurn und Taxis, selbst mehrere Milliarden besitzend.

¹ Sinngemäß: Unter allen Klassen ist jene der Reichen die am meisten wahrgenommene und am wenigsten erforschte. So war es bisher, so ist es weitgehend auch heute. Das Zitat stammt aus »The Age of Uncertainty«, Boston 1977, Kapitel 2.



2. Die Ungleichheits-ForscherInnen Karen Rowlingson und Stephen McKay (2012) unterteilen die Wohlhabenden einfach in »reich, reicher, am reichsten« und vermeiden so jedwede inhaltliche Debatte.
3. Reich ist, wer so viel an Vermögen hat, dass sie oder er davon gut leben kann. Doch ab welcher Summe, welchem Lebensstandard beginnt dieses *gut leben*? Dafür konkrete, objektivierbare Zahlen zu finden, ist unmöglich.
4. Reich ist, wer aus seinem oder ihrem Vermögen ein höheres Einkommen erhält, als das Median-Arbeitseinkommen beträgt.² Das leuchtet intuitiv ein: Reiche müssen nicht arbeiten und leben doch besser als die Hälfte der Arbeitenden. Doch diese Definition berücksichtigt nur Einkommen und lässt Vermögen außer Acht, die bekanntlich besonders ungleich verteilt sind.
5. Reich ist, wessen Einkommen über 140% des Medianeinkommens liegt – analog zur Armutsgrenze, die mit 60% des Medianeinkommens festgelegt ist. Gemäß dieser Definition, die Reichtum erneut am Einkommen zu messen versucht, wären große Teile der Bevölkerung reich, was offenkundig nicht der Realität entspricht.

Es zeigt sich: Reichtum ist vor allem eine Frage von Vermögen und nicht von Einkommen. Fast alle Menschen beziehen ein Einkommen, aber nicht alle besitzen Vermögen. Rund die Hälfte der Haushalte in Österreich hat kein Immobilienvermögen und ein beträchtlicher Teil besitzt nur ein geringes Finanzvermögen oder ist verschuldet. Die Vermögensungleichheit ist daher generell höher als die Einkommensungleichheit und insbesondere die Vermögenskonzentration bei einigen Wenigen erreicht enorme Ausmaße. Doch gerade Vermögensreichtum ist statistisch nur schwer zu erfassen. Länder ohne Vermögenssteuer – wie Österreich – verfügen über keine Steuerregisterdaten, die als Datenquelle verwendet werden könnten. Doch auch wenn solche Daten vorhanden wären, würden Umgehungs- bzw. Hinterziehungsmöglichkeiten ihre Qualität schmälern. Selbst das Errechnen eines Durchschnitts ist wenig aussagekräftig, da dieser von einigen wenigen Vermögenden stark

² Das Medianeinkommen ist jener Betrag, bei dem die Anzahl der Personen mit einem höheren Einkommen als dem Median gleich groß ist wie die Anzahl der Personen mit einem niedrigeren Einkommen.

nach oben verzerrt wird. So liegt das Durchschnittsvermögen der Haushalte in Österreich bei 265.000 Euro, doch mehr als drei Viertel aller Haushalte liegen unter diesem Wert.

Die verfügbaren makroökonomischen Daten, etwa aus der Volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung oder der gesamtwirtschaftlichen Finanzierungsrechnung, geben Aufschluss über die Entwicklung der volkswirtschaftlichen Sektoren, also auch der Privathaushalte in Summe. Sie verraten aber nichts über die Verteilung des Vermögens innerhalb des Haushaltssektors. Die derzeit einzigen Daten, die darüber Auskunft geben können, stammen aus dem *Household Finance and Consumption Survey* (HFCS) der Europäischen Zentralbank. Diese 2010 erstmals unter Haushalten in allen Staaten der Eurozone durchgeführte Studie liefert die historisch beste Datenqualität zur Vermögensverteilung, hat aber auch ihre Mängel: So ist etwa bekannt, dass gerade Superreiche, die über einen großen Teil des Gesamtvermögens verfügen, die Teilnahme an Umfragen dieser Art meist verweigern. Die HFCS-Daten unterschätzen die Ungleichheit der Vermögen also. Berechnungen, die diese Verzerrungen zu korrigieren versuchen, wie beispielsweise an der Universität Linz durchgeführt (Kapeller u.a. 2014), ergeben folgendes Bild: Die reichsten 10% der Haushalte besitzen 69% des Vermögens.

Statistische Grenzen sind wenig sinnvoll

Doch selbst wenn perfekte Daten existieren würden, blieben statistische Werte, die angeben, wo Reichtum beginnt, beliebig und wenig aussagekräftig. Für Reiche spielt die absolute Höhe ihres Vermögens zu einem bestimmten Zeitpunkt ohnehin nur eine geringe Rolle. Wenn etwa einige ihrer Aktien Kursverluste erleiden, ist die Frage, um wie viel geringer das Finanzvermögen nun zu bewerten ist, nicht entscheidend. Reiche verfügen in der Regel über ein gestreutes Portfolio an Wertpapieren und sind nicht darauf angewiesen, die abgestürzten Aktien sofort zu Geld zu machen.

Entscheidender als die statistischen Werte ist die gesellschaftliche Perspektive: *Vermögen vermag es, Dinge zu erreichen*, ist also ein Indikator von gesellschaftlicher Macht und Ohnmacht. Vermögensreiche haben nicht nur mehr Ressourcen, sondern auch mehr Lebenschancen. Vermögen sind auch die vielen Möglichkeiten, die sich erst auf der Basis von Eigentum eröffnen: Berufe können sorgloser gewählt und gewechselt werden. Die Risikobereitschaft, etwa



zu unternehmerischen Aktivitäten, steigt. Kredite sind leichter verfügbar, Weiterbildungsmöglichkeiten können leichter in Anspruch genommen werden. Im Zentrum dieses Vermögensverständnisses steht die Potenzialität, also der Möglichkeitsraum auf Basis von materiellen Ressourcen. Selbst wenn das Vermögen aktuell keinen Ertrag abwirft, erhöht es die Möglichkeiten seiner BesitzerInnen.

Wie Armut als Mangel an Verwirklichungschancen verstanden werden kann (Amartya Sen 2000), ist Reichtum nicht nur eine Vielzahl, sondern ein Übermaß an Verwirklichungschancen. Das bedeutet auch: Eine hohe Konzentration der Vermögen bringt eine hohe Konzentration von Macht mit sich – und damit die Möglichkeit, demokratische Institutionen inhaltlich auszuhöhlen. Armut erschwert die soziale Teilhabe und politische Mitgestaltung. Reichtum hingegen bedeutet nicht nur eine höhere Teilhabe und größere Mitgestaltungsmöglichkeiten, sondern eine Privilegierung und damit übermäßigen politischen Einfluss. Reichtum ist also ein Machtfaktor und Ungleichheit eine Bedrohung für die Demokratie.

Ohne Staat kein privater Reichtum

Die ungleiche Verteilung von Vermögen und Macht wird oft mit der ausgleichenden Rolle des Staates legitimiert. Von seinen Leistungen profitieren, so heißt es, ärmere Schichten überproportional: Das öffentliche Bildungswesen ist für sie wichtig, während Reiche sich auch private Alternativen leisten können. Auch in Sozialwohnungen oder Gemeindebauten zu wohnen, ist für Vermögende keine erstrebenswerte Option.

Dennoch trägt der Eindruck, dass der Staat stärker für die Armen als für die Reichen da sei. Tatsächlich schafft die Politik erst die Rahmenbedingungen für deren Vermögensaufbau: Ihre Unternehmen profitieren von öffentlichen Subventionen. Ihre ArbeitnehmerInnen werden an öffentlichen Schulen und Universitäten ausgebildet. Die öffentlich finanzierte Polizei schützt ihren Besitz. Privater Reichtum könnte ohne den unterstützenden Staat nicht entstehen. Davon ist jedoch selten die Rede. Auch Leistungsmissbrauch wird ausschließlich Armen zugeordnet, etwa bei Sozialtransfers, die sie zu Unrecht beziehen. In Ländern wie den USA, in denen öffentliche Einrichtungen, etwa für Bildung, Gesundheit oder Pensionen, in weit geringerem Ausmaß vorhanden sind als in Kontinentaleuropa, ist der Wert des privaten Vermögens im

Durchschnitt höher. Das bedeutet nicht, dass die Menschen dort auch reicher sind. Um den allgemeinen Wohlstand vergleichen zu können, wäre eine gemeinsame Betrachtung von privatem und öffentlichem Vermögen notwendig. Dafür existiert bislang kein konzeptueller Rahmen. Diesseits und jenseits des Atlantiks ist aber eine gemeinsame, weitreichende Tendenz erkennbar: Seit den 1980er Jahren verlagert sich die Bedeutung von öffentlichem zu privatem Vermögen. Durch Privatisierung, Deregulierung und Finanzglobalisierung stieg privates Vermögen an, während das öffentliche Vermögen zurückging. Demnach sinkt der Spielraum für die Unterstützung der Armen. Der Möglichkeitsraum vergrößert sich bei den Reichen und verkleinert sich für die Armen.

Dennoch fällt die Leistungsfähigkeit der Reichen seltsam schief aus. Droht eine Besteuerung ihrer Vermögen, werden aus den LeistungsträgerInnen, wie sie sich selbst gern bezeichnen, flüchtige und scheue Rehe. Dabei hätte eine Erhöhung oder Verringerung ihres Vermögens nach ökonomischer Lesart keine Auswirkung auf ihre Zufriedenheit, da Reiche ihre Vermögen anlegen, statt sie für den Konsum zu verwenden. So müssten sie auch bei einer Besteuerung keine Einschränkungen in ihrem Lebensstandard hinnehmen.

Leistung ist nicht die Wurzel von Reichtum

In jeder Gesellschaft muss sich Reichtum, vor allem wenn ihm große Armut gegenübersteht, rechtfertigen. Diese Legitimation fällt in jeder Epoche anders aus und macht anschaulich, was Reichtum in der jeweiligen Gesellschaft bedeutet. In der Antike legitimierten sich Reiche durch Investitionen in öffentliche Güter. Der Zusammenhang zwischen Polis und Reichtum war eng. Im Mittelalter hingegen wurde Reichtum über barmherzige Gaben gerechtfertigt. Im Jenseits, so die damalige Vorstellung, würden die SpenderInnen für ihre Wohltätigkeit belohnt werden. Seit Adam Smith können es die Reichen legitimatorisch einfacher haben. Als tugendhaft gilt nun, das kapitalistische Eigeninteresse zu verfolgen (für eine Übersicht von historischen Legitimationsmustern siehe Priddat 2012).

Heute wird Reichtum am häufigsten mit Leistung begründet. Doch die gewaltige Kluft, die gegenwärtig zwischen Arm und Reich besteht, ist zu groß, als dass sie damit erklärt werden könnte, dass die einen arbeiten, sparen, innovativer und risikofreudiger sind,



während die anderen prassen, faulenzten, einfalllos und feige sind. Zudem sind viele der wesentlichen Arten des Vermögenserwerbs leistungsfern, etwa Kursgewinne, Erbschaften und Schenkungen.

In der »Physik der Sitten und des Rechts« argumentierte Emile Durkheim im 19. Jahrhundert, dass die Institution des Erbrechts bedeute, »dass es von Geburt aus Reiche und Arme gibt« (Durkheim 1999: 295). Daraus folgerte er, dass »das System in einer Weise [funktioniert], die keine Gerechtigkeit zulässt«. »Nach dem gegenwärtigen Zustand erfolgt die grundlegende Verteilung des Eigentums durch die Geburt [...] Diese grundlegende Ungerechtigkeit des Eigentumsrechts kann nur in dem Maße verschwinden, wie die ökonomische Ungleichheit zwischen den Menschen allein auf die Ungleichheit ihrer Dienste zurückgeht.« (ebd.: 297).

Wer Reichtum bewerten will, muss Armut – und die Mitte – mitdenken

Die Vermögenskonzentration kann also nicht über Leistungsunterschiede, sondern nur über Machtunterschiede erklärt werden. Doch Leistung ist tief im gesellschaftlichen Wertemuster verankert. Menschen aller Gesellschaftsschichten sind von einem positiven Leistungsverständnis geprägt, wollen für ihre persönliche Leistung Anerkennung. Daher akzeptieren sie diese Legitimation von Ungleichheit, auch wenn sie begrifflich vage und inhaltlich nicht haltbar ist. Während niemand dafür argumentiert, arme Menschen verhungern zu lassen, wird es viele geben, die der Reichtum einiger weniger nicht stört. Damit ist ein entscheidender Punkt angesprochen: Die Verteilung des Reichtums in einer Gesellschaft kann nur beurteilen, wer ihre Einheiten nicht isoliert betrachtet. Die Abstände der Gruppen zueinander und die soziale Durchlässigkeit sind entscheidend, um bewerten zu können, wie gerecht eine Gesellschaft ist. So muss die »Mitte« in Relation zu »Reich« bzw. zu »Arm« analysiert werden. Allein »die Reichen« zu betrachten, wie es zahlreiche VermögensforscherInnen tun, ist aus einer Verteilungsperspektive verkürzt.

Viele Hindernisse für die nötige Debatte

Was wäre also gerecht? Diese gesellschaftspolitisch fundamentale Frage ist schwer zu beantworten. Aussagen über Veränderungen im Zeitverlauf wie »Reiche werden reicher« oder »Die Mitte brö-

ckelt« helfen ebenso wenig weiter wie Gini-Koeffizienten oder die Anteile, die die Reichen am Gesamtvermögen halten. Um diese Aussagen und Daten zu bewerten, ist eine Vorstellung von einer angemessenen Verteilung nötig, eine normative Beurteilung von Reichtum, die skizziert, wie eine gerechte Gesellschaft aussehen würde. All das kann nur über eine breite, öffentliche Debatte erreicht werden, die Armut und Reichtum in Beziehung zueinander setzt. Doch während Platon etwa noch eine enge Vermögensspanne von eins zu vier für die Gesellschaft im Auge hatte, sind solche Debatten heute selten – und haben zudem mit mehreren Hindernissen zu kämpfen.

Erstes Hindernis einer Reichtumsdebatte ist die bereits angesprochene schlechte Datenlage. Die ruinösen Folgen der Vermögenskonzentration für die Gesellschaft sind kaum sichtbar. Das Wissen um das Vermögen der Reichen bleibt nebulös. Weitere Hindernisse sind die zahlreichen Mythen, Lügen und Ideologien, die die Debatte prägen.

Mythos hat als seinen Gegenbegriff Aufklärung. Wer von Mythen spricht, nimmt für sich in Anspruch, eine aufklärerische Position zu vertreten. Das tut auch dieses Buch, allerdings ohne zu behaupten, alle anderen wären schlicht befangen oder verblendet. Dem ist nicht so: Das Verständnis von zentralen Fakten des Reichtums ist in der Gesellschaft vorhanden, etwa, dass einige wenige sehr viel haben. Unklarer wird das Bild erst bei der angesprochenen Frage nach der Bewertung: Wann ist viel zu viel?

Bei *Lügen* hingegen wird bewusst etwas Falsches behauptet: »In Österreich ist Vermögen ohnehin relativ gleich verteilt« wäre eine solche Lüge. Robert Reich, der frühere US-Arbeitsminister, bevorzugt den Begriff *Lügen* über Ungleichheit. *Mythen* klingen dagegen versöhnlicher und weniger aggressiv. In welche Kategorie eine bestimmte Aussage fällt, wissen nur die SprecherInnen selbst.

Bullshitting ist eine begriffsnahe Alternative zu Mythen. Menschen werden zu BullshitterInnen, wenn sie über Dinge reden (müssen), von denen sie nichts verstehen. BullshitterInnen sind größere FeindInnen der Wahrheit als LügnerInnen, wie Harry Frankfurt argumentiert. Sie plaudern über Reichtum und Gerechtigkeit und kümmern sich nicht um die Wirklichkeit, weder um Daten, noch Fakten. Sie interessieren die Wahrheit nicht, sondern sie wollen nur mit ihren Behauptungen durchkommen. Dazu zählen anekdoti-



sche Evidenz zur Wohltätigkeit von Reichen, das Raunen vom belasteten »Mittelstand«, der über dreistellige Millionenbeträge an Vermögen verfügt, das Bild fliehender Reicher, wenn vom Immobilienvermögen die Rede ist, oder die sprachliche Gleichsetzung von Reichen mit LeistungsträgerInnen.

Zuletzt gilt es noch *Ideologien* zu beachten. Die so genannte Vermögensforschung etwa ist ideologisch eingeengt. Sie betrachtet die Vermögenden als willkürlich abgegrenzte Untersuchungseinheit isoliert vom Rest der Bevölkerung. Die Vermögensforschung beschränkt sich auf gesellschaftlich akzeptierte Verwendungsformen von Reichtum, also Mäzenatentum oder gemeinnützige Stiftungen, und blendet gleichzeitig die Missbrauchsmöglichkeiten des Überflusses systematisch aus (etwa Druyen u.a. 2009). Damit geht die gesellschaftliche Einbettung des Reichtums verloren. Einer anderen Ideologie folgt hingegen die hier im Buch vertretene relationale Sichtweise: Sie zeigt, dass sowohl Armut als auch Reichtum eine Gesellschaft in ihrem Zusammenhalt gefährden. Das Gemeinsame beider sozialer Randpositionen der Verteilung ist, dass sie aus einer politischen Gleichheitsperspektive negativ zu beurteilen sind. Die Ungerechtigkeit angesichts von Armut und gleichzeitigem Überfluss ist evident.

Dieses Buch will einen Beitrag dazu leisten, Mythen, Märchen und Lügen des vorherrschenden Reichtumsdiskurses zu benennen und zu widerlegen. Es geht um materiellen Reichtum, seine immateriellen Konsequenzen und seine intellektuelle Legitimation. Der Blick soll fokussieren auf die wesentliche Aussage von Kate Pickett und Richard Wilkinson (2009) zur Gestaltung unserer Gesellschaft: Gleichheit bedeutet Glück!

Auf einen Blick

- Reichtum kann am Einkommen oder am Vermögen gemessen werden. Letzteres ist gesellschaftlich und politisch relevanter, da große Vermögen mehr Macht mit sich bringen als hohe Einkommen und zudem dauerhafter sind.
- Reichtum ist der Gegenpol zu Armut – und damit immer Ausdruck einer Ungleichverteilung. Ohne Arme gibt es keine Reichen. Es können daher niemals alle reich sein. »Wohlstand« hingegen betrifft die gesamte Gesellschaft.

- Eine exakte Vermögensgrenze in Euro, ab wann Reichtum beginnt, ist nicht sinnvoll.
- Um bewerten zu können, wo die Grenzen privaten Reichtums und der Vermögensungleichheit liegen, braucht es eine breite Debatte darüber, welche Verteilung gerecht ist. Der Reichtum einzelner muss immer im Verhältnis zur Armut anderer betrachtet werden. Die schlechte Datenlage zu Vermögen, aber auch zahlreiche Mythen, Lügen und Ideologien erschweren das.

Literatur

- Druyen, Thomas von (2007): Goldkinder. Die Welt des Vermögens, Hamburg.
- Druyen, Thomas von/Lauterbach, Wolfgang/Grundmann, Matthias (Hrsg.) (2009): Reichtum und Vermögen. Zur gesellschaftlichen Bedeutung der Reichtums- und Vermögensforschung, Wiesbaden.
- Durkheim, Emile (1999; Original: 1900): Physik der Sitten und des Rechts. Vorlesungen zur Soziologie der Moral, Frankfurt a.M.
- Frankfurt, Harry G. (2005): On Bullshit. Princeton.
- Galbraith, John Kenneth (1977): The age of uncertainty, Boston.
- Kapeller, Jakob/Eckerstorfer, Paul/Halak, Johannes/Schütz, Bernhard/Springholz, Florian/Wildauer, Rafael (2014): Die Vermögensverteilung in Österreich und das Aufkommenspotenzial einer Vermögenssteuer. In: Wirtschaft und Gesellschaft 40 (1), 63-81.
- Pickett, Kate/Wilkinson, Richard (2009): Gleichheit ist Glück: Warum gerechte Gesellschaften für alle besser sind, Berlin.
- Piketty, Thomas (2014): Das Kapital im 21. Jahrhundert, München (Le Capital au XXIe siècle. Paris 2013; Capital in the Twenty-First Century. Cambridge 2014)
- Priddat, Birger (2012): Wozu reich sein? In: Lettre International 98, 111-116.
- Rowlingson, Karen/McKay, Stephen (2012): Wealth and the Wealthy: Exploring and tackling inequalities between rich and poor, Bristol.
- Sen, Amartya (2000): Ökonomie für den Menschen. Wege zur Gerechtigkeit und Solidarität in der Marktwirtschaft, München/Wien.